



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Denicke, Harry: Die geschichtliche Bedeutung des Sedantages

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Dennoch scheint es nach dem Gesagten zweifelhaft, ob die Hausindustrie für die sozialen Verhältnisse der Arbeiter als die günstigere Betriebsform erscheint und eines besondern Schutzes würdig ist. Über die Reformen wird man sich erst ein Urteil nach dem Erscheinen der Berichte des Vereins für Sozialpolitik bilden können. Vorläufig kann man nur das eingehende Studium des Buches von Professor Stieda aufs wärmste empfehlen.



## Die geschichtliche Bedeutung des Sedantages

Von Harry Denicke



chopenhauer, der die Geschichte nicht eigentlich als Wissenschaft gelten lassen will, rechnet ihr doch zum unschätzbaren Verdienst an, daß sie den Nationen das Bewußtsein ihrer Vergangenheit bilde und mitteile. Aus ihrem Munde erfahren sie erst, woher sie kommen, und mit dieser Kenntnis ausgerüstet, können sie besser prüfen und ahnen, wohin sie gehen. Der einzelne Mensch trägt seine eigne Geschichte unmittelbar in seinem Gedächtnis, wie sehr er sie auch durch Nachdenken bereichern, vertiefen und für seinen weitem Lebensgang nutzbarer machen kann. In die Geschichte seines Volkes dagegen vermag er eben nur von außen her einzudringen. Aber jeder, der ein bewußter Teil des Ganzen werden will, muß sie kennen und wird auch begehren sie zu kennen. Demselben Zwecke, dem Volke in seinen breitesten Schichten ein lebendigeres Bewußtsein seines innerlichen und zeitlichen Zusammenhangs mitzuteilen, wollen bei uns wie überall die Nationalafeste dienen. Sie bezeichnen die Wiederkehr eines Tages, der für sein Gesamtleben besonders bedeutungsvoll geworden ist. Der Inhalt dieser Bedeutung kann so mannichfach sein, als es große beherrschende Lebensinteressen eines Volkes giebt. Noch heute lodern an manchen Orten unsers Vaterlandes in der Nacht des 31. Oktobers die Freudenfeuer auf zum weithin sichtbaren Zeichen, daß an diesem Tage einst der entscheidende Anfang gemacht wurde, unwürdig gewordene hundertjährige Fesseln einer entstellten Glaubensform zu zerbrechen. Neben dem religiösen ist das wichtigste Interesse eines Volkes, zumal eines vorgeschrittenen, der Staat. Wenn sich nach Gottes Ordnung die weite Menschheit in kleinere, selbstständige Einheiten, in Nationen, gliedern und wesentlich dadurch als Ganzes fortschreiten soll, daß eben diese Glieder sich vervollkommen, so ist der Staat

wieder die unentbehrlichste Bedingung dieser nationalen Entwicklung. Er schirmt sie mit seinem Schwerte nach außen und richtet mit seinen Gesetzen die festen Dämme auf, die den Strom des sozialen Lebens mit seinen tausendfachen Verzweigungen in vorgeschriebenem und darum gefahrlosem Bette dahinleiten soll, und hat nun in unsern Tagen noch die erhabene Aufgabe in Angriff genommen, durch heilsame Einrichtungen des Zwanges das praktische Christentum in großem Maße zu verwirklichen. Nur dank der schützenden und fördernden Thätigkeit des Staates können die zahllosen Einzelwesen ungefährdet der Befriedigung ihrer hundertfach sich durchkreuzenden niedern Bedürfnisse nachgehen, und nur im Wirken für das Ganze wiederum können sie zugleich die edlern Ansprüche ihrer geistigen Natur erfüllen. Nun wird das gesunde Leben eines Staates hauptsächlich von zwei Gefahren bedroht: die eine kommt ihm von außen und erwächst aus dem Neid und Interessengegensatz der Nachbarstaaten, die andre liegt in der Kurzsichtigkeit und dem Eigennutz der Staatsbürger selbst und ihrer kleinern Gemeinschaften, die sich dem Interesse des Ganzen entgegensetzen. Jener ersten Gefahr sollte unser engeres Vaterland im Anfange des Jahrhunderts völlig erliegen, aber nur um durch eine sittliche und politische Wiedergeburt ohne gleichen zu neuem und kräftigerem Leben zu erstehen. Diese glückliche Lösung der damals gestellten Daseinsfrage dauernd im Gedächtnis der Mit- und Nachwelt zu erhalten, dazu war die jährliche Gedenkfeier der Leipziger Schlacht bestimmt. Noch schwerer hat die andre Gefahr, die selbstmörderische Neigung zu innerer Zerklüftung, auf unserm Volke gelastet, ja man kann sagen, sie hat es auf seinem ganzen zweitausendjährigen Wege unablässig begleitet, bis zu dem glorreichen Tage, den einigermaßen zu würdigen die vorliegenden Blätter bestimmt sind. Denn das ist doch der eigentliche Sinn desselben, daß die deutschen Stämme nach langer und bitter Entzweiung wieder ein einig Volk von Brüdern wurden, um sich fürderhin in keiner Not und Gefahr zu trennen. Mit glücklichem Takt hat der geschichtliche Sinn des Volkes gerade diesen Tag herausgefunden zur Feier gerade dieses Ergebnisses. Nicht die papiernen Staatsverträge im Herbst 1870, auch nicht die Kaiserproklamation im Spiegelssaal des Schlosses zu Versailles haben das deutsche Reich in Wahrheit aufgerichtet, es war innerlich fertig, als die deutschen Heerscharen aus allen Gauen des weiten Vaterlandes, aus Nord und Süd in Schlacht und Sieg zusammenstanden gegen den räuberischen Feind, der gerade auf ihre Entzweiung gehofft und seine weltverderblichen Pläne gebaut hatte. Was verbindet denn Menschen und Völker? Ein gemeinsames Handeln für ein gemeinsames edles Ziel, so, daß je hingebender dieses Handeln ist, um so enger auch der Zusammenschluß wird. Welches Handeln aber wäre hingebender als das, das auch die Schrecken des Todes verachtet! Die deutschen Krieger, die opferfreudig ihr Leben für das Ganze einsetzten, mußten eben dadurch — das können wir alle nachempfinden — durchdrungen werden von dem Gefühl einer

dauernden und innigen Gemeinschaft, die in der staatsrechtlichen Schöpfung des Reiches nur noch zu ihrem äußerlichen Ausdruck und Abschluß gebracht zu werden brauchte und ohne sonderliche Schwierigkeiten gebracht wurde.

Allein das rechte Verständnis dieses Tages und des Grundes, warum er als Nationalfest fort und fort gefeiert werden soll, gewinnen wir noch nicht durch diese einfache und leichte Betrachtung. Sieht er einer großen Entwicklung einen gewissen Abschluß, so müssen wir eben diese selbst, wir müssen seine Vorgeschichte kennen. Die genauere Auskunft hole man sich aus einem in die Tiefe dringendem Studium der Geschichte, für das patriotische Bedürfnis genügt es, die Hauptstationen und Richtungen des weiten Weges zu überblicken. Auf einige sollen die nachfolgenden Ausführungen hindeuten.

Wollen wir die Ausbildung unsers Einheitsstaates hinsichtlich ihrer Schwierigkeit würdigen, so unterstützt uns darin ein Vergleich mit den entsprechenden Bildungen anderer Kulturvölker. Und da sehen wir denn, daß es nur noch zwei großen Völkern der Geschichte ebenso schwer geworden ist, sich einheitlich zusammenzuschließen, den Griechen und später den Italienern. Die alten Römer hatten schon um die Mitte des dritten Jahrhundert v. Chr. alle italischen Völkerschaften um sich gesammelt, die Franzosen und Engländer, die etwa gleichzeitig mit uns die Arbeit ihres politischen Zusammenschlusses begannen, haben schon am Ende des Mittelalters bleibende und durchschlagende Erfolge in dieser Richtung zu verzeichnen. Wie kommt es, daß wir so weit dahinten blieben? Die Frage drängt sich umso mehr auf, als wir schon einmal einen immerhin erfolgreichen Anlauf zu staatlicher Einheit genommen hatten. Es gehört eben zu unsrer Eigenart, daß wir als Volk gleichsam ein zwiefaches Leben haben, daß wir, wie Treitschke sagt, so alt sind und so jung zugleich. Kein Volk der Geschichte hat eine solche doppelte Höhe seines Lebensweges aufzuweisen. England und Frankreich ebenso wie Rußland zeigen vergleichsweise im großen und ganzen eine regelmäßig aufsteigende Entwicklungsbahn. Deutschland dagegen hat schon geblüht in den Tagen der Ottonen und Staufer, um dann — aus dem Gesichtspunkt seiner Einheit betrachtet — plötzlich und für ein halbes Jahrtausend einem schweren Siechtum zu verfallen, das in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges beinahe in politische Vernichtung auslief. Nun ist ihm nach langsamer Erholung in unsern Tagen eine Auferstehung, eine neue Blüte gegönnt. Wie erklärt sich dieser seltsam gewundene, wechselvolle Gang?

Als unsre Vorfahren den deutschen Boden betraten, zerfielen sie in eine große Anzahl kleinerer und größerer Stämme, die in Sprache, Sinn und Sitte aufs nächste verwandt, doch jedes nachhaltigen politischen Zusammenhanges entbehrten. Gleichwohl lösten sie die großartige Aufgabe, vor die sie die Vorsehung stellte, nämlich die alte Welt in ihren staatlichen Formen zu zertrümmern und in ihrem Kulturleben gänzlich umzugestalten, eine Umwälzung, der die Weltgeschichte keine gleiche an räumlicher Ausdehnung und innerer Bedeutung

zur Seite zu stellen hat. So morsch und altersschwach das Römertum war, so reich waren sie an jugendlicher Kraft. Ein großer Monarch stand dann unter ihnen auf und suchte mit erstaunlichem Erfolg die christlichen Völker des Abendlandes unter sein Szepter zu sammeln. Wohl war das Weltreich der Römer unter den wuchtigen Schlägen der Germanen zusammengebrochen, aber der Gedanke des Weltreiches selbst wirkte verführerisch nach in dem Gemüte der Sieger und erfaßte mit aller Energie den herrschgewaltigen Mann, der sich am ersten Tage des neunten Jahrhunderts in der Peterskirche mit der Kaiserkrone schmückte. Naturgemäß zerlegte sich bald nach seinem Hingang seine kosmopolitische Schöpfung entsprechend der Nationalität in zwei neue Staaten, Frankreich und Deutschland, aber dem letztern verblieb allen geographischen Bedingungen zum Troß nach kurzer Trennung das von Karl eingefügte ursprünglich germanische Nordstück Italiens, das später erweitert dem Hauptkörper bald seine besten Lebenskräfte entziehen sollte.

Inzwischen war über das westliche Europa eine neue Weltreligion emporgestiegen. In Rom, der Metropole der alten Welt, saß nun der Stellvertreter Gottes auf Erden mit dem immer kühner und erfolgreicher betonten Anspruch, das Haupt der Christenheit nicht bloß in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen zu sein. Beides floß in einander, und in diesem Mangel einer klaren Scheidung weltlicher und geistlicher Befugnis lag die wesentliche Ursache des unheilvollen Kampfes, der zwischen ihren Trägern entbrennen mußte, wenn sie sich auf demselben Herrschaftsgebiete mit widerstrebenden Ansprüchen begegneten. Wenn aber jede Staatsform schließlich abhängig ist von dem Mehrheitswillen der Bürger, so mußte dieser Dualismus zwischen dem theokratischen Papsttum und dem halbtheokratischen Kaisertum mit der Niederlage des letztern endigen. Sie war gegeben mit der allgemeinen naiven Gläubigkeit der mittelalterlichen Menschen, die die Wonnen des Himmels ebenso leidenschaftlich erhofften wie sie vor den Schrecken der Hölle erbebten, und anderseits mit den eigentümlich katholischen Vorstellungen von den Mitteln, welche die Aneignung dieses Seelenheiles betreffen. Der Weg dahin führt unausweichlich und ausschließlich durch die Kirche: nur an der Hand der Priester kann ihn der Suchende finden. Deren von Gott bestelltes Oberhaupt aber ist der Papst. Von dem Grade der Hingebung an diese Glaubenssätze giebt den besten Begriff die ungeheure Thatsache der Kreuzzüge. Man erwäge, was es sagen wollte, daß die Kirche imstande war, alle christlichen Völker des Abendlandes unter die Waffen zu rufen und immer wieder in den fernen und weiten Abgrund undurchführbarer Eroberungen hineinzutreiben, wenigstens anfänglich nur kirchlichen Zwecken zuliebe. Vieles kam hinzu, um die Stellung des Kaisertums weiter zu schwächen. So war es ein begreiflicher, aber verhängnisvoller Grundsatz, den wie überhaupt die Gesamtrichtung seiner Politik Karl der Große seinen Nachfolgern an der Kaiserkrone vererbte, daß diese nur verliehen werden könne in Rom. Schon

aus diesem Grunde konnte Italien von den deutschen Königen nicht aufgegeben werden, so lange sie zugleich Träger der abenteuerlichen „imperialistischen Idee“ blieben. Dagegen lehnte sich aber mehr und mehr das erstarkende Nationalgefühl der romanisirten Bevölkerung auf, deren Interesse auch hierin mit dem päpstlichen zusammentraf. Und auf welche Machtmittel sahen sich dem gegenüber unsre Kaiser und Könige angewiesen! Sie verfügten weder über zuverlässige Heerführer noch über zuverlässige Beamte. Der Staatsgedanke war und blieb im Mittelalter nur sehr oberflächlich. So ist es ein weiterer bezeichnender Grundzug seiner politischen Ordnung, daß alle wichtigern Diener des Staates für ihre Thätigkeit in Krieg und Frieden nicht nur mit Landbesitz, sondern zugleich mit Hoheitsrechten gelohnt wurden, eine Einrichtung, die der urdeutschen Neigung zur Eigenwilligkeit und Unbotmäßigkeit nur zu sehr entgegenkam. Um die Sache noch schlimmer zu machen, behaupteten die fürstlichen Vasallen das gemeinschädliche Recht, den König zu wählen und damit ihn von vornherein in seiner freien Bewegung zu behindern. Namentlich im dreizehnten Jahrhundert traten zu diesen besondern Mächten geistlicher und weltlicher Art noch neue hinzu in den Städten, die in plötzlicher Fülle die deutschen Gauen bedeckten. So kam eine kräftige Einheit des politischen Lebens niemals auf und konnte es auch schon aus dem Grunde nicht, weil keine genügende Gemeinschaft wirtschaftlicher Interessen dazu nötigte, wie sich das unter anderm in dem Mangel jedweder Reichssteuer überzeugend ausdrückt. Auch nach dieser Seite bildeten die einzelnen Teilgebiete, die Fürstentümer und Stifter, die Ritterschaften und Städte im großen und ganzen abgeschlossene Gruppen für sich. Und wenn der König früher an den von ihm eingesetzten zahlreichen geistlichen Würdenträgern einen leidlich starken und sichern Rückhalt gegen die weltlichen gehabt hatte, die mittels der mehr und mehr beanspruchten und geduldeten Erblichkeit ihrer Lehen ihrem ohnehin lockern Unterthanenverhältnis fast gänzlich entschlüpften, so gelang es schon Gregor VII. und seinen nächsten Nachfolgern, durch Verkürzung des königlichen Investiturrechts auch diese Stütze dem Gegner zu eigenem Gebrauche zu entwinden. Bei diesem Sachverhalt muß es uns doppelt Wunder nehmen, daß es großen Herrschern und Herrschergeschlechtern, so den Ottonen, den Saliern und Staufern, Jahrhunderte hindurch gelungen ist, den Mangel an nationalen Bindemitteln durch den Schwung und die Macht ihrer Persönlichkeiten einigermaßen zu ersetzen und die Nation mit Hingebung an gemeinsame große Aufgaben und so zugleich mit dem Bewußtsein zu erfüllen, daß ihr die erste Stelle in der Welt gehöre und gebühre. Dieses Hochgefühl spricht uns noch heute unmittelbar an in den erhaltenen Kunstschöpfungen jener Zeiten, in den hehren Erzeugnissen der Baukunst nicht minder als in den edeln Hervorbringungen der Poesie.

Aber dem romantischen Rausch folgte eine ebenso plötzliche wie gründliche Ernüchterung. Italien ward aufgegeben, und insofern gewann die ausgeprägt

internationale Eigenart des Kaisertums eine etwas nationalere Färbung; aber dafür verlor es daheim fast alle Kraft und Haltung und erwies sich immer unfähiger, der heillosen moralischen Verwilderung des Adels und der Geistlichkeit sowie der zunehmenden körperchaftlichen und kleinstaatlichen Zerfetzung des Reiches entgegenzuwirken. Die Sisyphusanstrengungen des Kaisers und der Stände am Ende des Mittelalters, wieder zu größerer Einheit durchzudringen, hatten in der Einsetzung des Reichskammergerichts und andern wesentlich ständischen Einrichtungen nur dürftige Ergebnisse und kamen vollends nicht auf vor den neuen großen Hindernissen, die Luther mit seiner Reformation, deren Notwendigkeit und Heilsamkeit aus höherm Standpunkt gesehen keinem Zweifel unterliegt, der einheitsstaatlichen Entwicklung unsers Volkes in den Weg legte. Freilich nicht so sehr Luther selbst, als viel mehr sein kaiserlicher Gegenspieler Karl V. Man hat es oft gesagt und sehr wohl glaubhaft gemacht, daß ein deutscher Herrscher, der der Reformation aufrichtig beigetreten wäre, in dieser großen Angelegenheit die ganze Nation hätte mitreißen und daraus ähnlich den Nachbarstaaten zugleich neue und wesentliche Mittel ihrer politischen Einigung hätte schöpfen können. Statt dessen brach über sie der hundertzehnjährige Jammer der wildesten Religions- und Bürgerkriege herein, der ihre Kraft auf allen Lebensgebieten, in Sprache und Sitte, in wirtschaftlicher und geistiger Thätigkeit fast erschöpfte. Noch schlimmer war ein anderer Verlust. An allen Gliedern zerfchlagen, dem Hohn und der Mißhandlung des lauernden Auslandes preisgegeben, mußte sie notwendig auch an jener Selbstachtung die schwerste Einbuße leiden, die immer ein sicheres Kennzeichen gesunder und blühender Nationen gewesen ist. Sie begnügte sich nicht, von spärlichen Ausnahmefällen abgesehen, die rohen Übergriffe besonders unsrer westlichen Nachbarn mit ohnmächtiger Geduld hinzunehmen, ihre kläglichste Zeit war gekommen, wo sie sich zu ehren meinte, wenn sie mit knechtischer Bewunderung in Politik und Litteratur wie im täglichen Leben die Sitten und mehr noch die Unsitte ihrer Dränger nachahmte. Aber ein Rest von gesunder Kraft und gesundem Selbstgefühl war ihr geblieben. Mußte sie auch ihre Geschichte fast von vorn anfangen, so wuchsen ihr im weitem Kampf doch neue Schwingen. Es ist bekannt, welchen Beitrag der brandenburgische Staat zur Rettung des Ganzen geliefert hat. Wenn der Begriff des Reiches mit dem Schluß des dreißigjährigen Krieges so gut wie allen Inhalt verloren hatte, so war wenigstens in den Kleinstaaten allmählich verwirklicht worden, was jenem fehlte, ein straffes monarchisches Regiment, das gestützt auf stehende und zuverlässige Truppen die ständischen Ansprüche mit durchgreifender Rücksichtslosigkeit dem dynastischen oder in bessern Beispielen dem allgemeinen Interesse opferte. Allen voran der junge Preußenstaat, den der große Kurfürst zur deutschen und der große König zur europäischen Großmacht erhob. Wir können nun sagen: es entbrennt innerhalb des Reiches ein ähnlicher Kampf, wie der, der es im

Mittelalter entzweite; hieß es damals: Sie Welf, sie Waibling, sie Papst, sie Kaiser, so galt es jetzt, den Dualismus zwischen dem aufstrebenden Preußenstaat, dem immer bewußtern Vorkämpfer der nationalen Zukunft, und dem absterbenden kosmopolitischen Kaiserthum zu lösen. In diese Entwicklung schob sich das furchtbare Zwischenspiel der napoleonischen Kriege, die unser Vaterland noch einmal wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges an den Rand des Unterganges stellten. Aber so zahllos und schmerzlich die Wunden waren, die der gewaltige Korse ihm beibrachte, in der Hand der gnädigen Vorsehung ward er im letzten Grunde ihm nur ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Hatten schon unsre Denker und Dichter im achtzehnten Jahrhundert durch unvergleichliche Großthaten des Geistes der schwergeprüften Nation neues Selbstvertrauen und Gemeingefühl eingeflößt, so bedurften doch beide Eigenschaften noch durchaus der Verstärkung und Ergänzung auf politischem Gebiete; und dazu hat Napoleon unfreiwillig in außerordentlichem Maße beigetragen, sowohl unmittelbar durch die Vereinfachung der farbenbunten deutschen Länderkarte als besonders mittelbar durch den heiligen Zorn und Schmerz, den sein unerträgliches Tyrannenjoch in aller Herzen entflamnte und der dann furchtbar ausbrechend sich in gemeinsamen Siegesjubel verkehrte. Wenn im dreißigjährigen Kriege das Nationalgefühl unsers Volkes fast erlosch, so brach es jetzt in dem weitaus größern Teile desselben mit stürmisch gesteigerter Kraft hervor, gepflegt durch die Weisheit großer Staatsmänner und durch den hinreißenden Patriotismus seiner geistigen Führer. Kennzeichnet dieser Unterschied den bedeutenden Fortschritt, den es in Ansehung seiner moralischen, wirtschaftlichen und auch politischen Gemeinschaft seit anderthalb Jahrhunderten bereits gemacht hatte, so lernte der Einzelne doch eigentlich jetzt erst sein Vaterland recht kennen und lieben, wo er Gefahr lief, es zu verlieren. Wenn er jetzt darnach strebte, sich fortzubilden und zu veredeln, so that er es nicht bloß um seiner selbst willen, sondern um zugleich als Bürger dem Staate besser zu dienen. Der Sturz der Fremdherrschaft und eine tiefgehende sittliche Selbsterneuerung waren die herrlichen Früchte dieser sturmvollen Jahre.

Um so unbefriedigender waren ihre politischen Ergebnisse. Hatte das alte heilige römische Reich deutscher Nation unter den Gewaltstreichen Napoleons sein unseliges, aber wohlverdientes Ende gefunden, so ward jetzt an die leergewordene Stelle eine Verfassung gesetzt, die nicht weniger schlecht war als die frühere und besonders dem Zwiespalt zwischen den beiden Großstaaten Oesterreich und Preußen von neuem Thür und Thor öffnete. Dazu kam vielerorten Unzufriedenheit der Unterthanen über die vorenthaltenen freieren Verfassungsformen, die von den meisten Regierungen wieder mit verschärften absolutistischen Maßregeln beantwortet wurden. Etwas versöhnen mit diesen unerquicklichen Jahrzehnten die staunenswerten Fortschritte unsers wissenschaft-

lichen und wirtschaftlichen Lebens. Sonst überall nur Verstimmung und Verwirrung, dazu neue straflose Übergriffe des Auslandes. Die Schuld tragen in höherem Grade die Regierenden als die Regierten. Fürst Metternich spielt hier seine unsaubere Rolle. Aber anderseits regt es sich auch überall von neuen Kräften und Trieben: es ist eine hange, ungeduldige Zeit des Suchens und der Vorbereitung, aber eine Zeit, die sich auch ruhm- und segensreich erfüllen sollte.

Zunächst ward auch in Preußen der bei ihrer ausreichenden Reise berechtigte Wunsch der Bevölkerung nach Mitarbeit an der Gestaltung ihrer Geschichte in maßvoller, aber um so erspriesslicherer Weise verwirklicht. Und dann endlich wurde nach langem Umhertasten der Regierungen und des Volkes unter der zweckbewußten Führung des greisen Hohenzollernfürsten und seines großen Beraters auch die eigentliche Schicksalsfrage in bejahendem Sinne gelöst, die seit sechs Jahrhunderten unsere Geschichte bewegt hatte: auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und Sedan erstand das neue Reich, ein Reich, das nach allen Seiten unsern gegenwärtigen Bedürfnissen genug thut, ein Reich, das vor allem auf starken nationalen Grundlagen beruhend weder belastet ist mit dem widerhaarigen Italien noch dem vielsprachigen Oesterreich noch dem Übergewicht klerikaler Nebenbuhlerschaft.

Was alles muß nicht heute der Staat im Unterschied von den einfachern Verhältnissen und Ansprüchen des Mittelalters seinen Bürgern leisten! Er soll sie mit der höchsten Wahrscheinlichkeit des Erfolges schützen gegen innere und äußere Feinde: es geschieht bei uns durch das schlagfertigste und zuverlässigste Heer, das die Geschichte kennt und das im Gegensatz zu den Lehnsmilizen des alten Reiches nichts anderes ist als das Volk selbst in Waffen, einheitlich geführt von einer kraftvollen Monarchie. Er soll einheitliche zweckmäßige und zugleich volkstümliche Rechtsformen schaffen, die uns eingreifende Reformen teils gewährt haben teils noch gewähren. Er soll dem unendlich vervielfachten praktischen Schaffen der Nation ein einheitliches und fruchtbares Gebiet eröffnen, was mit Erfolg durch eine bis auf den Zollverein zurückreichende umfassende wirtschaftliche Gesetzgebung geschehen ist. Und wenn es als rühmlichste Kraftprobe des jungen Reiches gelten darf, daß hier zum erstenmale den wirtschaftlich notleidenden Klassen in entscheidender Weise von Staatswegen durch die Mittel der besser gestellten aufgeholfen wird, so hat es sich jenseits der Weltmeere in eignen Kolonien völlig neue Thätigkeitsfelder erschlossen, sich und den Eingebornen zu künftigem Heile. Genug, wie viel auch jetzt noch zu thun und zu wünschen bleiben mag — wenn wir unsern Blick nicht durch das alte deutsche Erbübél der Parteileidenschaft trüben lassen und auf das Ganze gerichtet halten, so dürfen und müssen wir, das Einst und Jetzt vergleichend, mit patriotischer Freude bekennen: es ist zum zweitenmale Frühling geworden in deutschen Landen. Daß er dauere und sich noch voller entfalte, dazu gehört vieles, vor allem auch die nie stillstehende sittliche Arbeit eines jeden an sich selbst. Aber im Zusammenhang dieser Darstellung drängt sich

ein andres Erfordernis hervor, das ist der Fortbestand unsers Kaisertums in seiner jetzigen Machtfülle. Eine erbliche und hochberechtigte Zentralgewalt, mit der sich gleichwohl unsre geschichtlich gewordenen bundesstaatlichen wie parlamentarischen Verfassungsformen in ihrer gegenwärtigen politischen Wertform vertragen, das ist das Thema, das unsre leidensreiche Geschichte am eindringlichsten predigt und dessen Wahrheit wir durch die Folgen des Gegenteils nur zu deutlich bestätigt finden, wenn wir zu unsern Nachbarn jenseits des Rheines hinüberblicken. Alles Große, was wir im Staatsleben erreicht haben, verdanken wir denn auch in erster Linie der Monarchie, und alles Gute, was wir noch hoffen, können wir nur mit ihrer Hilfe erreichen, so den Schutz unsrer von zwei Seiten bedrohten Grenzen, Frieden und Fortschritt im Innern. Wohl uns, daß die Monarchie der Hohenzollern so festgewurzelt ist in der Liebe des Vaterlandes und zugleich getragen wird von den Sympathien der meisten Völker. Wenn die Rundfahrt unsers jungen Kaisers zu zahlreichen europäischen Fürstenhöfen ein erhebendes Anzeichen der neuen deutschen Macht war, so bekundete sie anderseits für jeden, der da sehen wollte, das hehre Ziel der deutschen Politik, die Sicherung des Weltfriedens und der Weltkultur. In der That bezeigen uns denn auch, wie wir durch unsre Siege, unser Maßhalten und friedlich tüchtiges Schaffen ein volles, leider vielfach noch nicht geübtes Recht zu nationaler Selbstachtung wiedergewonnen haben, die Völker und Staaten des Erdballes eine aufrichtige Achtung — oder Furcht, die letztere jedoch nur die „revanche“ oder eroberungslustigen Friedensstörer.

Ich kann diese rasche Betrachtung nicht treffender und schöner schließen als mit dem an König Wilhelm gerichteten Festgruß Emanuel Geibels, jenes edeln Sängers, der so sehnsüchtig wie nur irgend einer der zeitgenössischen Dichter den deutschen Einheitsstraum mitträumte und sie alle durch die prophetische Sicherheit seines politischen Urteils übertraf:

Im engen Bett schlief unser Leben  
Versiegend wie der Bach im Sand,  
Da hast du uns, was not, gegeben:  
Den Glauben an ein Vaterland.  
Das schöne Recht, uns selbst zu achten,  
Das uns des Auslands Hohn verschlang,  
Hast du im Donner deiner Schlachten  
Uns heimgekauft, o habe Dank!

Nun weht von Türmen, flaggt von Masten  
Das deutsche Zeichen allgeehrt;  
Von ihm geschirmt nun bringt die Lasten  
Der Schiffer froh zum Heimatsherd.  
Nun mag am harmlos rüstgen Werke  
Der Kunstfleiß schaffen unverzagt,  
Denn Friedensbürgschaft ist die Stärke,  
Daran kein Feind zu rühren wagt!